

THOMAS ETZEMÜLLER

AUF DER SUCHE NACH DEN »HALTENDEN MÄCHTEN«

Intellektuelle Wandlungen und Kontinuitäten
in der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945

Am Beispiel Werner Conzes läßt sich ein merkwürdiges Mischungsverhältnis von inhaltlicher Kontinuität, methodischer Innovation und politischer Adaption beim Übergang vom »Dritten Reich« in die Nachkriegszeit beobachten. Bestehen blieben eine klar deutschnationale Ausrichtung der wissenschaftlichen Arbeit sowie jener spezifische Blick auf die Moderne, der die Gesellschaft beständig nach desintegrativen Tendenzen abtastete, um ihnen mit den Mitteln der Wissenschaft begegnen zu können. Die methodische Innovation, Sozialgeschichte in der konservativen deutschen Geschichtswissenschaft stark zu machen, entsprang gerade dieser Fixierung auf die deutsche Nation. Der Kalte Krieg wiederum bewirkte eine moderate Revision der nationalen Ausrichtung, die sich auch in der Historiographie niederschlug, indem der historiographisch untermauerte Kampf gegen den »Bolschewismus« ersetzt wurde durch einen historisch hergeleiteten Einsatz für die »friedliche Koexistenz« von Sowjetunion und Westen.

Wir stellen am Beispiel Conzes also weder einen Bruch noch bruchlose Kontinuität über das Jahr 1945 hinweg fest, sondern eine *verhältnismäßig* reflektierte Adaption an neue Zeiten, die freilich die eigene Vergangenheit weitgehend ausblendete – eine sehr ambivalente Form des Übergangs also. Ich werde das in diesem Beitrag skizzieren und dabei mit der »Krise der Moderne« beginnen, dann die Etablierung der Sozialgeschichte bzw. das politische Projekt der Sozialgeschichte beleuchten, um schließlich auf die moderate Revision politischer Einstellungen nach 1945 zu sprechen zu kommen. Es soll dabei deutlich werden, daß wissenschaftliche Arbeit und politische »Tat« weder vor noch nach 1945 zu trennen waren; daß die deutsche Nation stets den Bezugspunkt (innovativer) wissenschaftlicher Arbeit bildete; und daß der spezifische Blick die Kontinuität inhaltlicher Positionen verbürgte¹.

¹ Dazu ausführlich: Thomas ETZEMÜLLER, Sozialgeschichte als politische Geschichte. Werner Conze und die Neuorientierung der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945, München 2001.

Die Krise der Moderne

Neuzeitgeschichtsschreibung ist insoweit stets politisch, als daß es ihr nicht einfach um die Erforschung der Vergangenheit geht, sondern primär um die Deutung der Gegenwart². Im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert war es die »Erste Moderne«, die für die Zeitgenossen eklatante Probleme aufwarf, die Zeit etwa zwischen den 1880er und 1960er Jahren. Die hohe Beschleunigung gesellschaftlicher Veränderungen zwischen den 1880er und 1930er Jahren löste in der westlichen Welt eine tiefgreifende Verunsicherung aus. Überall entstanden in kürzester Zeit dynamische Industrienationen, die durch Urbanisierung, Technisierung, Migration, die Veränderung der Geschlechterverhältnisse oder den Umbau politischer Verfassungen neue Lebensgewohnheiten forcierten. Das wurde als tiefer Einschnitt wahrgenommen³, und eine der gewichtigen Reaktionen darauf war eine spezifische Form von technokratischem Denken, das man als *social engineering* bezeichnen kann⁴. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts hatte sich eine neuartige Expertenkultur in Westeuropa etabliert. Ingenieure, Ärzte, Statistiker, Architekten und andere Fachleute verstanden sich als gut ausgebildete, strikt leistungsorientierte unpolitische Experten, die effizient technische Probleme diagnostizierten und lösten. Ihnen wuchs im Laufe der Zeit eine immense gesellschaftspolitische Bedeutung zu, denn die Folgen der Industrialisierung schienen zu beweisen, daß der Fortschritt sich nicht notwendig vernünftig entwickelte und in einer ausbalancierten Gesellschaftsverfassung mündete. Vielmehr schienen intervenierende, technokratische Eingriffe in die zunehmend komplexere Gesell-

² Vgl. Thomas ETZEMÜLLER, »Ich sehe das, was Du nicht siehst«. Zu den theoretischen Grundlagen geschichtswissenschaftlicher Arbeit, in: Jan ECKEL, Thomas ETZEMÜLLER (Hg.), *Neue Ansätze der Geschichte der Geschichtswissenschaft*, Göttingen 2007, S. 27–68.

³ Vgl. Norman STONE, *Europe Transformed 1878–1919*, Oxford 1999; August NITSCHKE u.a. (Hg.), *Jahrhundertwende. Der Aufbruch in die Moderne 1880–1930*, 2 Bde., Reinbek b. Hamburg 1990; sowie jüngst zusammenfassend und mit weiterer Literatur: Anselm DOERING-MANTEUFFEL, *Mensch, Maschine, Zeit. Fortschrittsbewußtsein und Kulturkritik im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts*, in: *Jahrbuch des Historischen Kollegs* 2003, München 2004, S. 91–119.

⁴ Vgl. hierzu als erste Aufrisse: Lutz RAPHAEL, *Radikales Ordnungsdenken und die Organisation totalitärer Herrschaft: Weltanschauungseliten und Humanwissenschaftler im NS-Regime*, in: *Geschichte und Gesellschaft [GG]* 27 (2001), S. 5–40; DERS., *Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts*, in: *GG* 22 (1996), S. 165–193; DERS., *Sozialexperten in Deutschland zwischen konservativem Ordnungsdenken und rassistischer Utopie (1918–1945)*, in: Wolfgang HARDTWIG (Hg.), *Utopie und politische Herrschaft im Europa der Zwischenkriegszeit*, München 2003, S. 327–346.

schaftsordnung unumgänglich⁵. Zugleich wurden Gesellschaften zunehmend mit biologisch-medizinischen Denkmodellen beschrieben. Der »Gesellschaftskörper« schien auf Grund der technischen und naturwissenschaftlichen Errungenschaften der entstehenden »Wissensgesellschaften«⁶ nun gezielt gestaltbar. Die Kategorien »Leben« und »Gestaltung« lösten die alten Leitkategorien »Geschichte« und »Entwicklung« ab⁷.

Diese beiden Entwicklungen erlaubten Experten eine völlig neuartige Reaktion auf die Herausforderungen der Moderne. Sie entwickelten ein eigen tümliches Konzept der »Krise«, das einerseits das allgemeine Krisenbewußtsein der Zeit aufgriff: Die Gesellschaft schien sich unter dem Einfluß der Moderne zu desintegrieren⁸. Andererseits beließen sie es nicht bei pessimistischem Raisonement, sondern beanspruchten, die »Krankheiten« und »Fehlfunktionen« der Gesellschaft wissenschaftlich präzise zu diagnostizieren. Erst und gerade das erlaubte es ihnen dann, valide Aussagen über die Zukunft zu treffen, indem sie eine Verschärfung dieser krisenhaften Entwicklungen prognostizierten. Daraus ergab sich für sie die Handlungsanweisung zu intervenieren, um die Probleme zu beheben. Grundsätzlich nämlich schien die Krise meisterbar, wenn man nur die Mittel der modernen Naturwissenschaften und Technik rational und gezielt anwandte, etwa durch die Gestaltung des Raumes, der Städte und der Wohnungen, durch eugenische Praktiken und durch Reformen der Gesundheits-, Erziehungs- und Sozialpolitik. Ziel war eine radikale Neugestaltung der Gesellschaft, und zwar in Form einer organischen *Gemeinschaft*⁹. Gleichzeitig sollten die »kranken« Teile aus dem Volkskörper eliminiert werden, in Deutschland schließlich durch eine systematische Vernichtungspolitik, in Skandinavien und Teilen der USA immerhin durch die Zwangssterilisation »minderwertiger« Menschen, um eu-

⁵ Harold PERKIN, *The Rise of Professional Society. England Since 1880*, London u.a. 1989; DERS., *The Third Revolution. Professional Elites in the Modern World*, London u.a. 1996.

⁶ Vgl. Margit SZÖLLÖSI-JANZE, *Wissensgesellschaft in Deutschland: Überlegungen zur Neubestimmung der deutschen Zeitgeschichte über Verwissenschaftlichungsprozesse*, in: GG 30 (2004), S. 277–313; Jakob VOGEL, *Von der Wissenschafts- zur Wissensgesellschaft. Für eine Historisierung der »Wissensgesellschaft«*, in: GG 30 (2004), S. 639–660.

⁷ Zusammenfassend DOERING-MANTEUFFEL, *Mensch, Maschine, Zeit* (wie Anm. 3).

⁸ Volker DREHSEN, Walter SPARN, *Die Moderne: Kulturkrise und Konstruktionsgeist*, in: DIES. (Hg.), *Vom Weltbildwandel zur Weltanschauungsanalyse*, S. 11–29, sowie die übrigen Beiträge in diesem Band; Armin STEIL, *Krisensemantik. Wissenssoziologische Untersuchungen zu einem Topos moderner Zeiterfahrung*, Opladen 1995; Reinhart KOSELLECK, *Art. »Krise«*, in: *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 3, Stuttgart 1982, S. 617–650.

⁹ Paradigmatisch hierfür ist Ferdinand TÖNNIES, *Gemeinschaft und Gesellschaft. Abhandlung des Communismus und Socialismus als empirischer Culturformen*, Leipzig 1887.

genisch unerwünschten Nachwuchs zu verhindern¹⁰. Es handelte sich um einen – transnationalen – Versuch, mit künstlichen Mitteln eine verlorene *natürliche* Ordnung der Gesellschaft wieder zu erschaffen, indem man eine alle gesellschaftliche Bereiche durchdringende, vernünftige *soziale* Ordnung entwarf. Die paradoxe Koppelung von Existenzangst und Optimismus unterschied dieses technokratische Denken sowohl vom herkömmlichen Kulturpessimismus als auch von sozialistischen Utopien.

Das Jahr 1945 kann in dieser Hinsicht nicht als Zäsur gelten¹¹. Gerade weil die Moderne mit dem Nationalsozialismus einmal mehr ihre destruktive Kraft bewiesen hatte, ging die Suche nach Gemeinschaften weiter, mit demselben Personal. Erst längere Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg verlor diese Sehnsucht nach Gemeinschaft zunehmend an Attraktivität. Jüngere Experten gewannen seit Ende der 1950er Jahre Einfluß, die zunehmend andere Ideale verfolgten. An die Stelle von »Organismus« und »Gemeinschaft« traten die Konzepte von »Emanzipation« und »social citizenship« (T. H. Marshall), also ein Gesellschaftsbild, das auf Integration qua Befreiung des Individuums setzte. »Krisen« bedrohten fortan weniger die »Gemeinschaft« als vielmehr die Energieversorgung oder gleich den Globus¹².

Historiographie als Tat

In diese Phase der ersten Moderne fällt ein historiographisches Projekt, das auffällige Parallelen zum *social engineering* aufweist. Eine Reihe von Historikern und Soziologen befand sich seit den frühen 1930er Jahren an der Universität Königsberg. Die dortige Universität nahm vor 1945 eine gewisse Sonderstellung unter den deutschen Hochschulen ein, denn sie lag in Ost-

¹⁰ Vgl. Peter WEINGART, Jürgen KROLL, Kurt BAYERTZ, Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland, Frankfurt a.M. 1992; Stefan KÜHL, Die Internationale der Rassisten. Aufstieg und Niedergang der internationalen Bewegung für Eugenik und Rassenhygiene im 20. Jahrhundert, Frankfurt a.M. 1997; Maciej ZAREMBA, De rena och de andra. Om tvångssteriliseringar, rashygien och arvsynd, Stockholm 1999.

¹¹ Vgl. auch Charles S. MAIER, Consigning the Twentieth Century to History: Alternative Narratives for the Modern Era, in: American Historical Review 105 (2000), S. 807–831; Ulrich HERBERT, Liberalisierung als Lernprozeß. Die Bundesrepublik in der deutschen Geschichte – eine Skizze, in: DERS. (Hg.), Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945–1980, Göttingen 2003, S. 7–49.

¹² Vgl. die vollständig andere Krisendiktion in Analysen wie GLOBAL 2000. Der Bericht an den Präsidenten, Frankfurt a.M. 1980; Dennis MEADOWS u.a., Die Grenzen des Wachstums. Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit, Stuttgart 1972. Vgl. auch Gabriele METZLER, Am Ende aller Krisen? Politisches Denken und Handeln in der Bundesrepublik der sechziger Jahre, in: Historische Zeitschrift [HZ] 275 (2002), S. 57–103.

preußen, das sich als »Vorposten« des Reiches und des »Abendlandes« gegen den Osten verstand. Die ethnische »Völkermischzone«¹³ war geradezu ein Experimentierfeld für eine ethnische Neudefinition der Kategorie »Nation«. Königsberg entwickelte sich zu einem Zentrum der Ostforschung, die später mit der Ostraumpolitik des »Dritten Reiches« konvergierte¹⁴. Hierhin wurde 1926 Hans Rothfels berufen, und in den folgenden Jahren, als sich die Krise der Weimarer Republik verschärfte, kamen auch Nachwuchswissenschaftler wie Erich Maschke, Theodor Schieder, Carl Jantke, Theodor Oberländer oder Werner Conze. Sie alle waren zwischen 1900 und 1910 geboren worden, gehörten dem (protestantischen) gehobenen Bürgertum an und waren durch die Jugendbewegung geprägt. Im Osten hofften sie, die Grundlagen zu einer neuen Gesellschaftsordnung zu finden, nachdem ihnen die alte bürgerliche Gesellschaft als verkrustet erschien und sie die politische Ordnung der Weimarer Republik ablehnten. Die Genannten lassen sich daher vor 1945 durchweg im antirepublikanischen Lager verorten¹⁵.

Entscheidend für unsere Frage sind hierbei vier Punkte. Erstens bildete sich in Königsberg ein personales Netzwerk aus, das man als Königsberger Gruppe bezeichnen kann, und das bis in die Bundesrepublik hinein Bestand hatte. Zu diesem Netzwerk lassen sich neben den oben genannten auch Werner Markert, Helmut Schelsky, Gunther Ipsen, Herbert Grundmann und Kurt von Raumer (später selbst der Nichtkönigsberger Hans Freyer) rechnen. Zweitens entstand ein ideelles Grundmuster, das ich unten skizzieren werde. Es begriff die Gegenwart als krisenhaft und Geschichtsschreibung als *ein* Instrument, die Krise zu überwinden. Geschichtsschreibung war, wie die präzisen Eingriffe der Biologen und Ingenieure, *Tat*. Das knüpft etwa an Hans Freyers »Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft« an. Freyer verstand die Soziologie als eine Wissenschaft, die auf die existentielle Situation des Menschen in seiner Gegenwart bezogen war. Der Mensch sei frei zu entscheiden, aber in der Moderne eben auch dauernd gezwungen zu entscheiden. Der Soziologie kam die Aufgabe zu, ein konkretes geschichtliches Phänomen auf seinen wesentlichen Sinn zusammenziehen, um in der existentiellen Situation die *Tat* vorzubereiten helfen – dadurch übrigens sah Freyer eine enge Verbindung zwischen Ge-

¹³ Diesen Begriff benutzte Hans ROTHFELS, Königsberg, in: Die Universitäten in Mittel- und Ostdeutschland, Bremen 1961, S. 83–103, hier S. 99, ganz unbefangen auch noch lange nach 1945.

¹⁴ Willi OBERKROME, Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918 bis 1945, Göttingen 1993; Ingo HAAR, Historiker im Nationalsozialismus. Die deutsche Geschichtswissenschaft und der »Volkstumskampf« im Osten, Göttingen 2000.

¹⁵ Ingo HAAR, »Revisionistische« Historiker und Jugendbewegung: Das Königsberger Beispiel, in: Peter SCHÖTTLER (Hg.), Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft. 1918–1945, Frankfurt a.M. 1997, S. 52–103; DERS., Historiker im Nationalsozialismus (wie Anm. 14), S. 76–114.

schichtsschreibung und Soziologie gegeben¹⁶. Diese »Philosophie der Tat« führte drittens zu methodischen Innovationen in der Geschichtswissenschaft¹⁷, die Werner Conze nach 1945 in der Konzeption der Sozialgeschichte »entnazifizierte«. Denn viertens hatte sich die Historiographie als Tat stets in den Dienst der deutschen Nation gestellt und ist damit eine Symbiose mit denjenigen politischen Regimes eingegangen, die die Nation zu stärken versprachen. Das war definitiv nicht die Weimarer Republik gewesen, sondern das waren das »Dritte Reich« mit seiner zunächst erfolgreichen Expansionspolitik, später die Bundesrepublik, als diese selbst politisch schwerbelasteten Historikern zu erkennen gab, daß sie deren wissenschaftliche Expertise als Teil des mit anderen Mitteln fortgesetzten Kampfes gegen den »Bolschewismus« betrachtete.

Von der Volksgeschichte zur Sozialgeschichte

Werner Conze war einer der zahlreichen Historiker, die der nationalsozialistisch kontaminierten »Volksgeschichte« nicht gerade ferngestanden und die zudem ihre berufliche Basis im Osten Deutschlands mit Kriegsende verloren hatten. Das machte den Wiederanfang für Conze im Westen nicht einfach. Er schlug sich mit Lehraufträgen in Göttingen durch, wechselte auf prekäre Stellen in Münster bis er dann, mit einigen Umwegen, 1957 in Heidelberg zu einem der bestausgestatteten Ordinarien der Bundesrepublik aufgestiegen war. Dort konnte er in großem Stile ein Projekt verwirklichen, das er bereits 1945 bei seiner Bewerbung in Göttingen skizziert hatte: »Mein Hauptanliegen«, so hatte er damals geschrieben, »liegt in der Verbindung von politischer Geschichte und Soziologie, weniger im Sinne einer bloßen ›Sozial- und Wirtschaftsgeschichte‹ als einer Verfassungsgeschichte, die das Verhältnis von Staat, Volk und Gesellschaft umfaßt«. Dieses Anliegen sollte er später unter dem Begriff »Sozialgeschichte« lancieren¹⁸.

Conzes Idee war es, wie er 1952 und 1956 – in zwei Aufsätzen in Anlehnung an Otto Brunner, Hans Freyer und Gunther Ipsen – schrieb¹⁹, die

¹⁶ Vgl. Hans FREYER, *Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft. Logische Grundlegung des Systems der Soziologie*, Leipzig, Berlin 1930; DERS., *Gesellschaft und Geschichte*, Leipzig 1937; DERS., *Geschichte und Soziologie*, in: *Vergangenheit und Gegenwart* 16 (1926), S. 201–211; DERS., *Gegenwartsaufgaben der deutschen Soziologie*, in: *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft* 95 (1935), S. 116–144.

¹⁷ Dazu ausführlich OBERKROME, *Volksgeschichte* (wie Anm. 14).

¹⁸ Ausführlicher: ETZEMÜLLER, *Sozialgeschichte* (wie Anm. 1), S. 50–54.

¹⁹ Werner CONZE, *Die Stellung der Sozialgeschichte in Forschung und Unterricht*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 3 (1952), S. 648–657; DERS., *Die Struktur-*

Trennung zwischen Politik- und Sozialgeschichte aufzuheben, und er tat dies durch eine Doppelung des Verfassungsbegriffs. Eine Gesellschaft sei immer in *Verfassung* zu beobachten, sie sei immer in einer konkreten sozialen wie einer staatlichen Verfassung *organisiert*. Die herkömmliche Bedeutung der Begriffe »Gesellschaft« (das soziale Leben in einem Staat) und »Verfassung« (die politisch-rechtliche Kodifikation eines Staatswesens) hob Conze also in einer Verallgemeinerung dieser Begriffe auf: »Gesellschaft« war jeder organisierte Zusammenschluß von Menschen, und *diese Organisation* war eine Verfassung: eine soziale (unkodifizierte), und sie *bedurfte* einer rechtsstaatlich-politischen (kodifizierten). In Verfassung befand sich für Conze ein soziales Gebilde, das als strukturiert angesehen werden konnte; strukturiert war es für ihn, wenn sämtliche Kräfte so ausbalanciert waren, daß die Gemeinschaft ein integriertes Ganzes bildete. Der Gegenbegriff zu »Struktur« war »Auflösung«, denn ständig bedrohten »zerstörerische Kräfte« die Balance. Eine Struktur war also nichts Statisches, sondern mußte durch immer neue Anstrengungen, durch politisches Handeln, erhalten werden, sie machte einen höchst dynamischen Prozeß aus. Genau das unterschied Conzes Strukturbegriff etwa von dem Fernand Braudels²⁰ und rückt ihn deutlich in die Nähe des *social engineering*.

Untersuchungsgegenstand dieser Sozialgeschichte sollte die Ausbildung der industriellen Gesellschaft und ihr Wandel im Zeitalter der sozialen wie politischen Revolutionen sein, und das war in Westdeutschland zu Beginn der fünfziger Jahre den meisten Historikern fremd, selbst einem ausgewiesenen Sozialhistoriker wie Hermann Aubin. Der hatte sich 1953 so gar nicht in Conzes Idee hineindenken können, daß »Soziale Bewegung« mehr sei als »Sozialismus« oder »Arbeiterbewegung«. Wie solle man da noch abgrenzen, fragte er Conze in einem Brief. Auch der Feudalismus oder die Entstehung und Entwicklung des Bürgertums seien dann ja »soziale Bewegungen«. So sah das Conze, und er nutzte zahlreiche Publikations- und Vortragsmöglichkeiten, um immer aufs Neue, an immer anderen Orten den Kollegen nahezu legen, was er unter einer integralen Konzeption von Sozialgeschichte verstand. Wo es sich anbot, machte er seine Idee publik und bereitete ihr ein Fundament. Er schrieb die wichtigen theoretischen Aufsätze »Die Stellung der Sozialgeschichte in Forschung und Unterricht« (1952) und »Die Strukturgeschichte des technisch-industriellen Zeitalters als Aufgabe für Forschung und Unterricht« (1956), er verschaffte sich auf den Historikertagen zunehmend Gehör, er nutzte Rezensionen als Medium, um seine Vorstellungen zu publizieren, und er löste seinen Ansatz in einigen empirischen Arbeiten ein, etwa dem bekannten Aufsatz »Vom Pöbel zum Proletariat« (1953) bzw. ließ ihn – bereits in Göttingen – durch seine Schüler einlösen. Dadurch, daß Werner Conze eine *verhältnis-*

geschichte des technisch-industriellen Zeitalters als Aufgabe für Forschung und Unterricht, Köln, Opladen 1957.

²⁰ ETZEMÜLLER, Sozialgeschichte (wie Anm. 1), S. 54–58.

mäßig geschlossene Konzeption von Sozialgeschichte entworfen hat und sie durch unermüdliche Wiederholungen in den Denkhorizont der Historiker einzuarbeiten verstand, trug er entscheidend dazu bei, die Sozialgeschichte aus der Verbindung mit der Wirtschaftsgeschichte zu lösen und die westdeutsche Geschichtswissenschaft sozialhistorisch zu durchdringen²¹.

Neben der strategischen Arbeit gab es freilich weitere Gründe für den Erfolg der Sozialgeschichte, die ich hier nur erwähnen kann. Die Expansion der Universitäten, die neuen Ansätzen Raum bot, der Aufstieg der Soziologie, veränderte Bedürfnisse des Geschichtsunterrichtes an den Schulen, das Nachwachsen jüngerer Historiker, die der Sozialgeschichte aufgeschlossen gegenüberstanden, das Gewicht seiner Königsberger Kollegen in der Zunft, besonders Hans Rothfels und Theodor Schieders und *last not least* das Bemühen der westdeutschen Historiker, in der internationalen *scientific community* wieder Fuß zu fassen. Gerade an den zunftinternen Debatten über die (internationalen) Historikertage läßt sich sehen, wie Historiker – die in ihrer Mehrheit an Sozialgeschichte wenig Interesse zeigten – Conze und die Sozialgeschichte nutzten, um dem innovativen Druck aus dem Ausland zu begegnen. Conze selbst gerierte sich nicht als Bilderstürmer, sondern bekannte sich zum historistischen Grundkonsens der westdeutschen Historiographie, den er als Mitglied in Kommissionen des Internationalen Historikerverbandes vertrat. Umgekehrt opponierten die älteren Kollegen nicht offen gegen Sozialgeschichte – sie polemisierten nur gegen die »Annales«, gegen marxistische Historiker und gegen einen abstrakten, »geschichtsfeindlichen Soziologismus«, dessen Vertreter sie praktisch nie benannten. Auf diese Weise schälte sich – ohne inhaltliche Debatte und durch Nicht-Opposition – als *common sense* der Historiker allmählich eine negative Grenze gegen eine inakzeptable Sozialgeschichte heraus. Diese Grenze eröffnete jedoch einen Möglichkeitsraum, den vor allem Conzes Konzeption von Sozialgeschichte füllte. Da er wie die übrigen Befürworter der Sozialgeschichte, etwa Otto Brunner oder Carl Jantke, die gezogene Grenze akzeptierte, war sein sozialgeschichtlicher Ansatz in der Zunft *akzeptabel* – nicht etwa, weil sich die Kollegen überzeugt sahen. Die gesellschaftlichen Entwicklungen erforderten neue Deutungsmuster, das machte die Sozialgeschichte – vor allem außerhalb der Zunft und bei jungen Historikern – *attraktiv*. Deshalb konnte es Conze gelingen, wesentliche methodische und inhaltliche Elemente der alten Volksgeschichte als Sozialgeschichte in der Bundesrepublik zu re-etablieren²².

²¹ Ibid., S. 90–123.

²² Ibid., S. 223–236.

Sozialgeschichte als Diagnose der Gegenwart

Aus dieser Genese erklärt sich, wieso Sozialgeschichte nie eine neutrale Weise gewesen ist, die Vergangenheit zu untersuchen. Die Sozialgeschichte, die im Umkreis der Königsberger Historiker und Soziologen gepflegt wurde, zeichnet sich durch eine ganz spezifische Weltsicht aus, die, wie erwähnt, in der politisch brisanten Situation der Zwischenkriegszeit entstanden ist. Entscheidend hierbei war die gemeinsame Erfahrung permanenter Instabilität der deutschen Gesellschaft: der politischen der Weimarer Republik, der ethnisch-territorialen in Ostpreußen und der ideellen der modernen Industriegesellschaft. Der drohende »Verlust der Heimat«, die Auflösung der Ordnung, der realen wie der ideellen, mündete in dem Projekt, die bedrohte Ordnung zu wahren. Dieses Projekt spiegelt sich in dem narrativen Muster, das die Texte von Werner Conze (und seiner Königsberger Kollegen) vor wie nach 1945 strukturierte. Ich werde es zusammenfassend skizzieren, ohne näher auf einzelne Texte einzugehen. Zwei Grundvorstellungen bildeten ihr Bauprinzip: Einmal das Bild der *Grenze*, die eine Unterscheidung zwischen einem Inneren, der deutschen Nation, und einem Äußeren, vor allem einem bedrohlichen Osten, machte. Das andere zentrale Bild war das der sozialen Revolution, damit verband sich die Vorstellung von *Unordnung* im *Innern*. Der Ansturm auf die Grenze und der Aufruhr im Innern – Verteidigung nach außen und Befriedung im Innern, diese miteinander verknüpften Dichotomien spannten die narrative Struktur der frühen Sozialgeschichte auf.

Die Texte sind dabei durch ein Schema strukturiert, das der Chronologie »integrierte Welt« – »Auflösung der stabilen Gesellschaftsordnung, sozialer Konflikt, Revolutionsgefahr«, »erneute Integration der Gesellschaftsverfassung unter gewandelten Umständen in einer neuen Ordnung« – folgt, also dem Dreischritt Ordnung–Angriff/Abwehr–Synthese. Der erste und der letzte Abschnitt waren die Projektionspunkte der Texte, inhaltlich behandelten sie überwiegend den zweiten. Es war dann nach 1945 vor allem Werner Conze, der ein aufwendiges sozialhistorisches Forschungsprogramm initiierte, um sich auf diese Periode der Instabilität zu konzentrieren, in der die Nation doppelt durch den Sozialismus bedroht war: bis 1917 von innen, nach der Oktoberrevolution zusätzlich von außen. Als Kernzeit hatte er dabei das Kaiserreich ausgemacht, denn hier sah er die Frage um die erfolgreiche oder gescheiterte Integration der Arbeiterschaft als grundsätzlich entschieden an, also derjenigen Klasse, von der man die soziale Revolution befürchtete, welche dann dem »Bolschewismus« endgültig den Einfall in die Nation ermöglicht hätte.

Liest man diese Texte, so schält sich immer wieder dieselbe Geschichte heraus. Zum einen ging es um den empirischen Nachweis, daß nicht die Indu-

trialisierung für den Pauperismus im frühen 19. Jahrhundert verantwortlich gewesen, daß also die marxistische Verelendungstheorie falsch sei. In sämtlichen Texten tritt die Industrie als *Resultat* des rasanten, die überkommene Sozialordnung zersetzenden Bevölkerungswachstums auf, sie hat zur Neuintegration der Gesellschaft beigetragen, *nachdem* diese zu zerfallen drohte. Schon lange vor den Marxisten hätten sich außerdem verantwortungsvolle Bürger intensiv mit den sozialen Problemen auseinandergesetzt und nach Lösungen gesucht. Zum andern versuchte man zu belegen, daß die Arbeiterschaft seit jeher keine Klasse im marxistischen Sinne bildete, daß sie in sich viel zu differenziert sei, um im Klassenbegriff eingefangen werden zu können, daß daher das marxistische Klassenmodell für eine realistische Analyse als zu grobschlächtig zu verwerfen sei. Zudem sollen im Grunde die Arbeiter selbst mit dem Marxismus nichts haben anfangen können, die organisierte Arbeiterbewegung sei eigentlich staatstreu gewesen und die »Massen« hätten letztlich den Weg der Ordnung gewählt. Nur weil die Integration der Arbeiterschaft in die Gesellschaft des Kaiserreichs vorerst doch gescheitert war, habe der Marxismus zum Zuge kommen, den Klassenkampf- und Revolutionsgedanken durchsetzen und mit der angeblichen Not der Arbeiter Agitation betreiben können. Die aber seien – das ergaben sozialhistorische Untersuchungen zur Lage der Arbeiter – einem falschen Bewußtsein aufgefressen: Ihre Lage war besser als sie dachten, doch sie merkten es nicht. Ihr Protest entsprang in Wahrheit der Unzufriedenheit mit ihrer sozialen Stellung in der deutschen Gesellschaft, nicht materieller Not.

Historiographisch entstand das Bild einer Gesellschaft, die einer wirklich ernstzunehmenden Kritik von links einfach die Grundlagen entzog: Bismarck hatte die Arbeiterschaft zumindest anerkannt. Die Weimarer Republik hatte ihr die volle politische Partizipation beschert. In der Bundesrepublik war die Eingliederung vollzogen. Es gab keinen deutschen Sonderweg, der auf 1933 hinführte, das »Dritte Reich« war ein Sonderfall gewesen. Die sozialhistorische Deutung der Vergangenheit fand ihren Fluchtpunkt 1945, als sich zeigte, daß die positiven Kontinuitäten der deutschen Geschichte alle unbestreitbaren Verwerfungen überdauert hatten.

Zwei Bewegungen kreuzten sich in der frühen Sozialgeschichte: die Auseinandersetzung mit der Moderne und die Abwehr des Sozialismus. Diese setzte sich intensiv mit der Moderne auseinander, weil durch die Moderne ihr Ziel, die Sicherung einer sozial harmonisierten bürgerlichen Gesellschaft, stets in Frage gestellt war. Sie war anti-sozialistisch, weil der Sozialismus durch *seine* Auseinandersetzung mit der Moderne ihr Ziel fundamental bedrohte. Dies war das stets pessimistisch und defensiv klingende, aber gleichzeitig mit einem grundsätzlichen Optimismus geladene Motiv, das die Sozialgeschichte trieb. Alles war bedroht, aber die Ordnung in einer Verfassung, die es erlaubte, Bedrohungen zu überwinden, wenn man den Hebel nur richtig anzusetzen ver-

stand²³. In dieser Beziehung war die Sozialgeschichte für Conze methodisch besser als die Politikgeschichte in der Lage, die radikal veränderte Welt zu deuten. Sie konnte die Geschichte mit einem Sinn versehen, der die bürgerliche Lebenswelt stabilisieren half, dem antikommunistischen Klima in der Bundesrepublik entgegenkam und der deutschen Rest-Nation Identität verschuf²⁴.

Sozialgeschichte als politische Geschichte

Dieses Projekt machte die Sozialgeschichte und ihre Vorläufer zur *politischen Geschichte*, d.h. es ging weniger darum, ein Abbild der Vergangenheit zu zeichnen als vielmehr darum, eine Diagnose der Gegenwart zu stellen. Das war für die Geschichtswissenschaft nicht revolutionär. Deutsche Historiker waren stets »Ritter ihrer Nation« gewesen, die mit ihrer wissenschaftlichen Arbeit in erster Linie ein spezifisches Gemeinwesen zu bewahren trachteten. Zwar wünschte sich Gerhard Ritter 1949 die Zeiten, in denen die Historiker als »Herolde« deutscher Politik« galten²⁵, in dieser Form nicht zurück. Auch die *allzu enge* Symbiose zwischen Wissenschaft und dem *politischen System* des »Dritten Reichs« erfuhr nach 1945 so keine Neuauflage mehr. Die Allianz zwischen Wissenschaft und *Nation* jedoch hatte weit über 1945 hinaus Bestand, denn, so Ritter 1949: »Was wir wünschen müssen, ist nach wie vor, daß unsere Stimme überhaupt das Ohr der Nation erreicht, daß sie nicht eingefangen bleibt in einem rein gelehrten Wissenschaftsbetrieb«²⁶. Ein Problem sahen die Historiker in solchen Worten nicht, denn die Grundforderungen nach Wissenschaftlichkeit *und* der Dienst an der Nation schlossen sich nicht aus, sofern die Historiker sich nicht durch die Politik oder den Staat vereinnahmen ließen, sofern sie ihre Autonomie wahrten und sofern ihr Bild von der Vergangenheit in den Augen der Kollegen nicht den Anspruch verletzte, wahr zu sein, d.h. unabhängig von der Gegenwart bestehen zu können. Ausdrücklich aber ging es nicht um »Neutralität in Fragen, die uns wesentlich betreffen. Immer geht es dabei um Wahrheit im Sinne sowohl der ›richtigen‹ wie der ›werthaft gültigen‹ Aussage«²⁷. Die Kategorie der »reinen Wissenschaft« war

²³ Hans FREYER, Das soziale Ganze und die Freiheit des Einzelnen unter den Bedingungen des industriellen Zeitalters, in: HZ 183 (1957), S. 97–115.

²⁴ Ausführlicher und mit Belegen: ETZEMÜLLER, Sozialgeschichte (wie Anm. 1), S. 271–295.

²⁵ Gerhard RITTER, Gegenwärtige Lage und Zukunftsaufgaben deutscher Geschichtswissenschaft. Eröffnungsvortrag des 20. Deutschen Historikertages in München am 12. September 1949, in: HZ 170 (1950), S. 1–22, hier S. 1.

²⁶ Ibid.

²⁷ So beispielsweise Hans ROTHFELS, Zeitgeschichte als Aufgabe, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte [VfZ] 1 (1950), S. 1–8, hier S. 5.

im höchsten Maße politisch, denn sie erlaubte es Historikern – aber auch Ostforschern, Eugenikern, Soziologen oder Architekten –, ihre Arbeit als »objektiv« zu klassifizieren, als »Dienst an der Sache«²⁸, während man mit genau derselben Kategorie mißliebigen Historikern die Legitimität kritischer Analysen absprechen konnte, weil sie ihre Arbeit offensichtlich durch eine *Weltanschauung* leiten ließen (den Materialismus) und damit gegen das Kriterium wissenschaftlicher Objektivität verstießen. Durch dieses verengte Verständnis von Objektivität konnten die Historiker den eminent weltanschaulichen Gehalt ihrer eigenen Fixierung auf die Nation ausblenden – und damit die spezifische Form ihrer Unterwerfung unter die Politik²⁹.

Auf dem Internationalen Historikertag in Paris hatten die deutschen Historiker sich 1950 noch etwas zurückgehalten. 1955 und 1960 dagegen traten sie in Rom und Stockholm geradezu als Streitmacht an, um den Einfluß der »Annales« und anderer westeuropäischer Sozialhistoriker zurückzudrängen, die ihnen eine entschieden zu materialistische Geschichtsauffassung vertraten. Gleichzeitig waren die ostdeutschen Historiker zurückzuschlagen, die sich in den Verband drängten, um dort die Fahne der DDR-Historiographie zu hissen. Das war die typisch bundesdeutsche Konstellation im Kalten Krieg: Man wehrte sich gegen westliche Ideen, und zugleich mit dem Westen gegen die Konkurrenz aus dem Osten. Dem Alleinvertretungsanspruch der Bundesregierung entsprach der Alleinvertretungsanspruch westdeutscher Historiker auf internationaler Bühne. Es ging stets um die Abwehr von Methoden *und* unerwünschter Interpretationen der Geschichte.

Paradoxerweise paßte Conzes Sozialgeschichte hervorragend in dieses nationale Projekt. Er vertrat keine materialistisch fundierte Sozialgeschichte, sondern eine, die in der deutschen Soziologie der »Tat« der 1930er Jahre verwurzelt war – aber nach Außen konnte man sie als innovative Alternative zu den »Annales« präsentieren. Innenpolitisch delegitimierte er, wie ich oben skizziert habe, marxistische Deutungen der deutschen Geschichte, die auf einen »deutschen Sonderweg« hinausliefen (und damit indirekt auch seine eigene Vergangenheit thematisierten). Außenpolitisch legitimierte er die jeweils wechselnde deutsche Ostpolitik aus der Geschichte heraus. Noch in seinem letzten Buch »Ostmitteleuropa. Von der Spätantike bis zum 18. Jahrhundert«, 1992 posthum erschienen, verlegte er den Antagonismus zwischen Rußland und Europa bis ins 8. Jahrhundert zurück. Zwischen beiden Blöcken machte er einen Hohlraum aus, Ostmitteleuropa. Hier versuchten die Deutschen über Jahrhunderte hinweg Ordnung zu schaffen, sie kultivierten den Boden und »deutschen« den Raum allmählich als Sprach- und Volksgebiet »ein«. Die neuzeitliche polnische und ungarische Nationsbildung wirkte freilich diesem

²⁸ Vgl. für Ingenieure: Ich diene nur der Technik. Sieben Karrieren zwischen 1940 und 1950, hg. vom Museum für Verkehr und Technik Berlin, Berlin 1995.

²⁹ ETZEMÜLLER, Sozialgeschichte (wie Anm. 1), S. 296–309.

»Ostvorstoß« der Deutschen entgegen. Ostmitteleuropa wurde in Conzes Buch zuerst durch die Mission geöffnet, dann strukturell dem Westen angeglichen, national in Form gebracht und schließlich durch den Landesausbau entwickelt, so daß bereits im Mittelalter die Grundlagen der bis ins 18. Jahrhundert wirksamen Ordnung gelegt waren. Und genau das ist die typische Differenz, die sich als narratives Modell in den Texten der weitaus meisten Historiker, die über den Osten schrieben, findet: Der Raum ist unkultiviert und eine potentielle Bedrohung. Bis in unschuldige Verben und Adverbien hinein sind die Texte wertgeladen – ohne daß man direkte Verzerrung oder Propaganda nachweisen könnte: Aus dem Westen kamen Kultur und Landesaufbau, aus dem Osten wurde *entgegengewirkt* oder *brachen* Reitervölker *ein*; Deutsche wurden nicht assimiliert, sondern »entdeutscht«³⁰.

Diese spezifische *Gestalt* der Geschichte verband Conzes Habilitation von 1942, die klar im Dienste der Volksgeschichte stand, und sein Alterswerk, dem man keine revisionistischen Tendenzen unterstellen kann. Vor 1945 war der Nachweis zu führen, daß sich der Raum, auf den die Deutschen durch zivilisatorische Arbeit Anspruch erheben konnten, bis tief in den Osten ragte. Die Slawen waren dazu nicht fähig gewesen, drohten aber beständig, die Errungenschaften zu vernichten. Geschichtsschreibung sollte in diesem Fall als Grundlage für die nationalsozialistische Ostpolitik dienen. Nach 1945 war Rußland tiefer denn je gen Westen vorgedrungen. Die Probleme der Zwischenkriegszeit hatten sich unzweideutig potenziert. Freilich war Conze und seinen Königsberger Kollegen nun deutlich geworden, daß sie auf eine andere Strategie setzen mußten. Nach einigen Jahren der Unsicherheit schälte sich heraus, daß sich im Kalten Krieg ein Patt abzeichnete, und bereits seit Mitte der 1950er Jahre plädierten Hans Rothfels und Conze für eine »friedliche Koexistenz« mit der Sowjetunion³¹. Auf dem Duisburger Historikertag von 1962 machte Rothfels seinen Kollegen unmißverständlich klar, daß der alte deutsche Konfrontationskurs keine Zukunft mehr haben könne³². Conze wiederum begann, die innerdeutsche Front sozialhistorisch abzusichern, gewissermaßen eine historiographische Mauer im Westen zu errichten. In seinem Ostmitteleuropabuch lotete er dann die *Möglichkeit* einer Annäherung Rußlands an den Westen aus, also die historischen Wurzeln, um die Politik der Koexistenz abzusichern zu können³³.

³⁰ Werner CONZE, Ostmitteleuropa. Von der Spätantike bis zum 18. Jahrhundert, München 1992, hier S. 86.

³¹ Hans ROTHFELS, Gesellschaftsordnung und Koexistenz, in: VfZ 4 (1956), S. 333–345; Werner CONZE, Der 17. Juni. Tag der deutschen Freiheit und Einheit, Frankfurt a.M., Bonn 1960.

³² ETZEMÜLLER, Sozialgeschichte (wie Anm. 1), S. 257, mit Nachweisen.

³³ CONZE, Ostmitteleuropa (wie Anm. 30); vgl. auch DERS., Das deutsch-russische Verhältnis im Wandel der modernen Welt, Göttingen 1967.

Fazit

Zweimal also war Conze an methodischen Innovationen beteiligt (Volksgeschichte, Sozialgeschichte), um Geschichtsschreibung effektiver in den Dienst der Nation zu stellen. Wie die übrigen Historiker konnte er Symbiosen mit ganz unterschiedlichen politischen Systemen eingehen, vorausgesetzt, sie stellten sich in den Dienst der Nation. Gerade diese »Dienstleistungsmentalität« erlaubte es ihm, nach 1945 seine politische Orientierung zu modifizieren: Von der Offensive in der totalitären Diktatur setzte er auf die Defensive in der Demokratie. Das war zweifellos pragmatisch, aber keine reine Heuchelei. Aus zahlreichen Briefen kann man ersehen, daß sich die meisten Königsberger tatsächlich von ihrer eigenen Vergangenheit distanzieren, und daß sie die Demokratie nunmehr zumindest akzeptierten. Der nationalpolitischen Ausrichtung ihrer wissenschaftlichen Arbeit tat das keinen Abbruch, und in dieser Figur zeigen sich Kontinuität, Innovation und Adaption zugleich. Parallel dazu erweist sich die Geschichtsschreibung in diesem Punkt als verwandt mit dem *social engineering* der technischen Eliten. Der drohenden Desintegration der Gesellschaft war durch die *Tat* entgegenzutreten. Statt technisch präzise einzugreifen, wurde historiographisch präzise diagnostiziert. Das Ziel war dasselbe: die Krise der Moderne zu überwinden, indem man eine harmonische, organische Gemeinschaft stabilisierte.